

Die Identität der Subjekte.

I.

Einleitung.

Der Charakter der Aussenwelt, wie sie in Raum und Zeit als den Formen der äusseren Anschauung erscheint, ist die Vielheit, die Trennung. Nicht als ein Ganzes tritt uns die unendliche Welt gegenüber, die dieser ihrer Unendlichkeit wegen von dem endlichen Geiste auch gar nicht als solches aufgefasst werden könnte, sondern als eine zahllose Menge von Einzelheiten, als eine endlose Vielheit von Individuen. Man hat daher nicht mit Unrecht jene beiden Formen der äusseren Anschauung, Raum und Zeit, die *principia individuationis**) genannt. Alles, was in diese Formen eintritt, und es ist dies eben alles, wovon wir überhaupt eine erfahrungsmässige Erkenntniss zu erlangen vermögen, individualisiert sich (man gestatte mir den Ausdruck) ins Zahl- und Endlose, wie uns die Entdeckungen des Teleskops und Mikroskops in so staunenerregender Weise dargethan haben. Neben den Billionen von Weltindividuen, die das Fernrohr uns zeigt in dem endlosen Raume, macht uns das Mikroskop mit einer mindestens ebenso endlosen Menge von Individuen auf unserer kleinen Erde bekannt. Wie gross z. B. die Anzahl der Zellen ist, beweist folgende Bemerkung:

„In Zürich bei dem Tiefenhof steht eine alte Linde; jedes Jahr, wenn sie ihren Blätter-schmuck entfaltet, bildet sie nach der Schätzung von Nägeli etwa zehn Billionen neuer lebender Zellen. Im Blute eines erwachsenen Mannes kreisen nach den Rechnungen von Vierordt und Welcker in jedem Augenblicke sechzig Billionen (man denke: 60.000.000.000.000) kleinster Zellkörper.“ (Virchow, Cellularpathologie p. 55.)

„Und wir können,“ bemerkte Hartmann (Phil. des Unbew. p. 464) zu diesem Citat, „nicht bezweifeln, dass wir in jeder Zelle ein Individuum vor uns haben.“

Aber nicht nur die Zelle, diese niedrigste organische Individualität, ist in dem von uns hier gebrauchten Sinne Individuum, sondern jedes Sandkörnchen, ja alle Moleküles, und wenn sie auch nur noch dem geistigen Auge als etwas Besonderes erscheinen, sind räumliche und zeitliche Existenzen für sich, und wäre ihre zeitliche und räumliche Sonderexistenz eine auch noch so beschränkte, sind also Individuen. Selbstverständlich wächst dadurch die Zahl der Individuen,

*) Hartmann schlägt dafür den ohne Zweifel passenderen Ausdruck „*media*“ *individuationis* vor. Philos. des Unbew. p. 541.

die den unendlichen Raum und in ihrer ewig wechselnden Umgestaltung die endlose Zeit erfüllen, ins Unfassbare. Aber auch die Zahl der Individuen höherer Ordnung, nämlich der organisierten pflanzlichen und thierischen Combinations-Individuen, ist durchaus nicht klein. Sogar auf unserer kleinen Erde giebt es schon nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntniss viele Hunderttausende von Thier- und Pflanzen-Species, und jede Species besteht aus ungezählten Millionen von Individuen. Selbst die höchstorganisierte Species, die Menschheit, zählt augenblicklich nach der gewöhnlichen Schätzung 1200 Millionen Einzelwesen, und wie viel Millionen würden erst herauskommen, wenn man alle untergegangenen Geschlechter der verfloßenen Jahrtausende mit in Betracht ziehen wollte?

Demnach scheint das ganze Wesen der Erscheinungswelt zu liegen in der Individualisierung, in der Herstellung von Einzelwesen niedrigster, höherer und höchster Ordnung, von den einfachen Atomen und Molekülen der Naturwissenschaften an bis zu den compliciertesten Combinations-Individuen der Pflanzen und Thierwelt und der Vermehrung dieser Einzelwesen in indefinitum. Und jedes dieser Einzelwesen ist für eine Betrachtung der Dinge, die sich nur an die äussere Erscheinung hält, von jedem andern wenn auch nicht verschieden, so doch geschieden, ist gleichsam eine Welt für sich, ein Mikrokosmos. Aber bei dieser rein äusserlichen Betrachtung der Dinge beruhigt sich keine menschliche Wissenschaft: ihr Streben ist auf Einheit gerichtet. Selbst in den Naturwissenschaften, so sehr sie auch vom Materialismus beherrscht sein mögen*), tritt dieses Streben ganz unverkennbar hervor. Zum Beweise dessen brauche ich mich nur auf die Darwinsche Theorie, die so viel Rumor in der Welt verursacht hat, zu berufen; aber auch auf manche andere Versuche, z. B. auf das Streben die Zahl der Naturkräfte möglichst einzuschränken, könnte ich hinweisen. Bei der Philosophie, der Wissenschaft der Wissenschaften, ist jenes Streben nach Einheit, d. h. das Bemühen, die unendliche Fülle der Einzelwesen auf ein einziges Princip zurückzuführen, geradezu charakteristisch. Schon in den wenn auch immerhin noch unvollkommenen Anläufen der ionischen Naturphilosophen tritt es hervor, wenn der eine das Wasser, der andere den unendlichen, qualitätlosen Stoff (*τὸ ἀπειρον*), ein dritter die Luft für den Ursprung der Dinge erklärt. Geistiger gefasst ist schon das Princip der Pythagoreer, die Zahl, ganz besonders aber das der Eleaten, das reine**) „Sein, ausser dem nichts ist noch sein wird“. Bei Plato und Hegel ist jenes Eine, das allem anderen bedingend zu Grunde liegt, die „absolute Idee“, bei Spinoza ist es die eine „unendliche und untheilbare Substanz“, bei Fichte das „absolute Ich“, bei Schelling das „absolute“ Subjekt-Objekt; Kant nennt es „Ding an sich“, Schopenhauer „Wille“ und Hartmann endlich „Unbewusstes“.

Dieser Erkenntniss der Einheit aller Dinge sollen auch die folgenden Zeilen nach dem Masse der Kräfte, die dem Verfasser verliehen sind, dienen. Doch soll keineswegs der kühne Sprung der Identitätsphilosophie gewagt werden, die den haarsträubenden Nonsens jenes eben genannten Subjekt-Objekt zu Tage gefördert hat, auch nicht die Einheit von Denken und Sein, ja nicht einmal die Einheit der Objekte, sondern nur die viel bescheidenere Identität der Subjekte soll behauptet und, so weit es in unsern Kräften steht, bewiesen werden. Wenn ich nun erkläre, dass ich unter Subjekt jedes Wesen verstehe, welches Vorstellungen hat und sofern es Vorstellungen hat, und hinzufüge, dass sich die besagte Identität nur auf die Fähigkeit der

*) Doch darf nicht verschwiegen werden, dass gerade die grössten Naturforscher (unter den jetzt lebenden nenne ich nur Helmholtz) dem Materialismus nicht huldigen.

**) ... οὐδὲν γὰρ ἢ ἔστιν ἢ ἔσται — Ἄλλο παρὰ τοῦ ἔντος. Parmenides (bei Simplic. zur Physik fol. 31).

Subjekte Vorstellungen zu haben, und dieselben zu Begriffen, Urtheilen und Schlüssen zu verarbeiten, ich möchte sagen, auf das Subjektsein der Subjekte bezieht, also keineswegs auf ihre anderweitigen Qualitäten, geschweige denn auf ihr Objektsein für andere Subjekte oder für sich selbst, so wird man vielleicht sagen, dass sich das ganz von selbst versteht. Aber wenn ich auch zugestehen muss, dass bis auf Schleiermacher dieser Standpunkt der Selbstverständlichkeit in der philosophischen Literatur unserm Princip der Identität der Subjekte gegenüber der allgemeine gewesen ist und dass er es trotz des hohen Werthes, den Schleiermacher in seiner Dialektik dem Principe beilegt, und trotz der ausführlichen und vortrefflichen Auseinandersetzungen Beneke's in seiner Metaphysik im Grossen und Ganzen noch ist, so glaube ich denn doch darauf aufmerksam machen zu müssen, dass einem wichtigen Grundsatz des Denkens gegenüber (und ein solcher ist der von uns aufgestellte Satz ohne allen Zweifel) der Standpunkt der Selbstverständlichkeit zwar ein sehr bequemer, aber auch ein sehr unphilosophischer ist. Die Grundsätze der Identität ($A = A$), des Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten dürfen in keinem Compendium der Logik fehlen, und doch werden wir unten sehen, dass sie gänzlich auf unserm Satze beruhen und ohne denselben sinnlos werden. Da möchte man sich allerdings bewegen fühlen, ein Göthe'sches Wort parodierend auszurufen:

„Es erben sich die logischen Gesetze
Wie eine ew'ge Krankheit fort!“

Uebrigens fand man vor Kant den transcendentalen Gebrauch der Vernunft auch selbstverständlich, aber Kant forderte ihr, um so zu sagen, ihre Legitimation ab für das Gebiet des Transcendenten, und mit der Selbstverständlichkeit war's vorbei. Ganz ebenso verhielt es sich mit der Realität der Aussenwelt u. dgl. m.

Geben wir also auch unserm Princip der Identität der Subjekte gegenüber den unphilosophischen Standpunkt der Selbstverständlichkeit auf und versuchen es, einen neuen, der philosophischen Erkenntniss würdigeren Standpunkt zu gewinnen. Zunächst aber wollen wir kurz nachweisen, welche Behandlung bisher Seitens der Philosophen unserm Princip zu Theil geworden ist.

III.

Das Princip der Identität der Subjekte bei Schleiermacher, Beneke und Ueberweg.

a. Schleiermacher.

Auf welchem Wege Schleiermacher zu dem Princip der Identität der Subjekte gekommen sei, lässt sich natürlich schwer angeben. Doch glaube ich mich nicht allzu weit von der Wahrheit zu entfernen, wenn ich die Vermuthung ausspreche, dass es seine Beschäftigung mit den Platonischen Dialogen gewesen sei, die ihn dazu geführt hat. Wie gar oft machen wir in den Platonischen Dialogen die Bemerkung, dass der Leiter der Unterredung von der Voraussetzung ausgeht, der, mit dem er sich unterredet, besitze eigentlich ganz dieselbe Erkenntniss wie er selbst, nur unbewusst, ja ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben. Und worauf sonst beruht im Grunde diese Voraussetzung als auf dem Princip der Identität der Subjekte? Und Plato selbst ist höchst wahrscheinlich nur durch die dialogische Form seiner Untersuchungen

zu dieser stillschweigenden Anerkennung unseres Princip's gekommen; denn wie könnten wir es für möglich halten, dass man sich mit einem andern auch nur über das Allerunbedeutendste verständige, wenn wir nicht von der Voraussetzung ausgingen, dass die Formen der Anschauung, der Vorstellung und des Denkens bei uns beiden dieselben seien? Was heisst das aber anderes als die Identität der Subjekte anerkennen?

Wie dem aber auch sei, jedenfalls gehört Schleiermacher das Verdienst, in seiner Dialektik das Princip zuerst ausgesprochen und ihm die gebührende Stellung im Systeme der philosophischen Erkenntniss neben dem Princip der Uebereinstimmung von Sein und Denken angewiesen zu haben. Er sagt in der Dialektik p. 43. § 87.: „Dasjenige Denken ist ein Wissen, welches a) vorgestellt wird mit der Nothwendigkeit, dass es von allen Denkfähigen auf dieselbe Weise producirt werde; und welches b) vorgestellt wird als einem Sein, dem darin gedachten, entsprechend“. Wie unbestimmt und schwankend übrigens Schleiermachers Ansichten über das von ihm aufgestellte Princip noch gewesen sind, das zeigen die folgenden erläuternden Bemerkungen ad a), dem hierher gehörigen Theile der oben citierten Definition des Wissens, sowie seine Anwendung desselben auf die Lehre vom Begriff und vom Urtheil. Ad a) heisst es § 88. (pag. 44.): „Das Sezen einer Gleichmässigkeit der Production gibt die das Wissen begleitende Ueberzeugung (von theoretischer Seite), aber nicht umgekehrt ist jede Ueberzeugung ein solches Sezen“. Was Schleiermacher meint, wird aus der Vorlesung von 1811 deutlicher. Dort sagt er: „Wir haben manches in uns mit Ueberzeugungsgefühl ohne irgend ein Schwanken, aber nicht mit der Prätension, jeder solle es eben so in sich haben, so z. B. gewisse Maximen, woran die Eigenthümlichkeit unseres Daseins hängt“. Zur Erklärung von § 88. wird hinzugefügt: „Wir sezen unsre Maximen und unsre Geschmacksurtheile, die auch mit Ueberzeugung begleitet sind, freilich zum Theil als für jeden Fall von uns nur eben so zu produciren, und nur in sofern haben wir Ueberzeugung als wir dieses sezen. Allein diese Ueberzeugung ist eine subjektive, denn wir sezen nicht, dass jeder andre eine eben solche Handlungsweise vornehmen und ein eben solches Urtheil fällen müsse.“ Es zeigt sich hier deutlich genug, dass Schleiermacher in seiner Behauptung der Identität der Subjekte den Begriff des Subjektes nicht scharf genug gefasst hat, indem er nicht bestimmt genug das vorstellende (denkende) Subjekt von dem wollenden oder handelnden geschieden hat. Beide sind zwar in praxi gewiss sehr schwer zu scheiden, da sie gesondert überhaupt nicht existieren, aber begrifflich ist ihre strenge Unterscheidung ohne Zweifel möglich; bilden sie ja doch geradezu die beiden Pole unseres Wesens, so dass Schopenhauer nicht mit Unrecht ihre Vereinigung „das Wunder *κατ' ἐξοχίην*“ nennen konnte. Auch aus § 93 wird die Sache nicht klarer, wenn auch hier nur von der Identität der „denkenden Subjecte“ geredet wird. Dieser § lautet (p. 48): „Das Wissen ist also dasjenige Denken, welches nicht in der Mehrheit und Differenz der denkenden Subjekte sondern in ihrer Identität gegründet ist.“ Denn ob hier das „Denken“ des Subjekts im Gegensatze oder aber in seiner Vereinigung mit dem Wollen gedacht ist, ist durchaus nicht ersichtlich und nach den oben citierten Stellen eher das Letztere als das Erstere anzunehmen*). Ist nun schon in den citierten Stellen der Schleiermacherschen Dialektik das Princip nicht klar und bestimmt genug gefasst, auch nicht in seiner Reinheit für sich hinge-

*) Diese Annahme wird zur Evidenz aus Beilage E. No. XXI (p. 490): „Anerkennung des Unterschiedes zwischen universellem und individuellem. In jenem der Mensch nur als Persönlichkeit gleicher Einzelausdruck des menschlichen Seins, in letzterem ungleicher mit eigenthümlichem Faktor.“

stellt, sondern als Merkmal in die Definition des Wissens hineinverwoben, so werfen auch die folgenden Verwendungen unseres Satzes in den §§ 120—126 (p. 66 ff.) auf die Sache kein erheblich helleres Licht, wenn auch davon geredet wird, dass der „organischen“ und „intellektuellen Thätigkeit“ des einen die des andern „substituiert“ werden könne, und wenn auch eine „Gemeinsamkeit der Principien unter allen mittelst der Identität der Vernunft und der Organisation in allen“ behauptet wird. Denn Schleiermacher leugnet § 125 geradezu, das es ein „reines Wissen“ gebe, sondern nur verschiedene concentrische Sphären der Gemeinsamkeit der Erfahrung und der Principien“, d. h. er nimmt mit der einen Hand wieder, was er mit der andern gegeben hat, und man möchte fast wieder zweifelhaft werden, ob es ihm mit der Identität der Subjekte überhaupt rechter Ernst gewesen ist. Auch aus der Anwendung unseres Principis auf „das Wissen unter der Form des Begriffs“ (§ 175 ff.) und „des Urtheils“ (§ 190) kann für die Schleiermachersche Auffassung desselben nichts Erhebliches eruiert werden, so dass wir dieselbe wohl ganz übergehen dürfen.

So sehen wir also, dass Schleiermacher das Princip der Identität der Subjekte zwar aufgestellt, ihm auch eine würdige Stellung in der Erkenntnisstheorie angewiesen, dass er es aber keineswegs klar und bestimmt genug gefasst und noch weniger seine Berechtigung und seine ganze Bedeutung und Tragweite nachzuweisen versucht hat. Etwas anders steht es wenigstens in dieser letzteren Beziehung mit Beneke.

b. Beneke.

Beneke hat mehrfach Schleiermachersche Ideen herübergenommen und fortgebildet. Auch das Princip der Identität der Subjekte hat er wohl von ihm entlehnt.*) Er findet in demselben die zweite wesentliche Grundlage der Metaphysik. Indem Beneke ausgeht von der „Grundaufgabe“ der Metaphysik, nämlich „der Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem Vorstellen und dem Sein, dem Subjektiven und dem Objectiven, dem Ideellen und Reellen, oder wie man dies sonst noch bezeichnen mag“, legt er sich die Frage vor: „Aber wie ist nun diese Bestimmung überhaupt möglich? Wie sollen wir es anfangen, die wir doch durch und durch wir selber, das heisst Subjekt oder Vorstellen sind, aus uns hinauszukommen zu dem Objectiven oder dem Sein, um zwischen beiden eine Vergleichung anzustellen?“ Die Antwort Benekes, des bahnbrechenden Forschers auf dem Gebiete der Psychologie, der überall von der Ueberzeugung sich leiten lässt, dass bei der inneren Wahrnehmung „Sein und Vorstellen Eins sind“, kann natürlich nicht zweifelhaft sein. Sie lautet: „Wir sind selbst ein Sein, und haben von uns eine Wahrnehmung, in welche das Sein unmittelbar eingeht, ohne Zumischung einer fremdartigen Form.“ Der letzte Zusatz ist natürlich gegen die Erklärung Kants gerichtet, dass die Zeit die Form des inneren Sinnes sei. Wer von beiden in dieser höchst wichtigen Frage Recht hat, muss und kann hier unentschieden bleiben. Nur das ist für uns von Interesse, dass Beneke in dem citierten Satze den ersten festen Punkt der Metaphysik findet. Und der zweite Punkt ist eben unser Satz von der Identität der Subjekte. Jedoch ist die Fassung dieses Satzes bei ihm noch viel unbestimmter als bei Schleiermacher, was auch bei der eigenthümlichen Weise, wie er zu demselben gelangt, nicht anders möglich ist. Nachdem nämlich Beneke den ersten Punkt festgestellt, fragt er sich weiter: „Wie kommen wir dazu, ein Sein

*) Ueberweg (System der Logik p. 73) behauptet dies mit völliger Bestimmtheit.

ausser uns anzunehmen oder von den Modifikationen unseres Seins einen grossen Theil, indem wir von „Wahrnehmungen“ oder „Empfindungen“ sprechen, ausserdem noch auf ein anderes Sein zu beziehen?“ (A. a. O. p. 77.) Die Beantwortung dieser Frage führt ihn zu einer Reihe der vortrefflichsten psychologischen Bemerkungen, die mit völliger Evidenz nachweisen, dass wir aus unserm eigenen leiblichen Sein und Handeln das fremde Sein nach der Analogie erschliessen. „Auf der Grundlage der Verbindung, welche wir in unserm eigenen Sein zwischen dem uns Inneren und Aeusseren erkannt haben, legen wir auch allen übrigen äusseren Wahrnehmungen ein (für ihre Gegenstände) Inneres unter, welches dann für uns ein Aeusserliches oder Objektives ist, obgleich es nach dem Grundschemata unseres eigenen Innern, und auf die Autorität jener rein in uns selbst oder subjektiv aufgefassten Verbindung angenommen worden ist.“ (A. a. O. p. 85.) Und dass dieser Schluss ein durchaus berechtigter sei, folgert Beneke aus der ausnahmslosen Allgemeinheit desselben; denn, sagt er (p. 86), „die Annahme desselben findet sich bei dem ungebildetsten Menschen gerade eben so, wie bei dem gebildetsten; ja das Kind in seinen ersten Lebenswochen und Lebenstagen, wo doch noch an Schliessen nicht zu denken ist (?), hat sie eben so; und selbst der Hund, so weit er überzeugt sein kann, ist unstreitig von der Existenz seines Herrn, wenn ihm derselbe einen Leckerbissen oder drohend den Stock zeigt, mit der vollsten Gewissheit überzeugt, obgleich er doch, seiner innersten Natur nach, alles eigentlichen Schliessens unfähig ist“ (?). (A. a. O. p. 86.) Wie schon oben bemerkt, ist diese unsere Ueberzeugung von dem fremden Sein durch einen Schluss nach der Analogie begründet. Dieses Schlussverfahren begründet aber niemals logische Sicherheit, sondern höchstens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Und in unserem Falle ist die Unsicherheit eine besonders grosse. Denn Beneke sagt mit Recht: „Lediglich bei uns selber haben wir ja die Verbindung der sinnlichen Empfindungen und Wahrnehmungen mit einem Sein beobachtet, und wir schliessen also von Einem Falle auf millionen, und mehr als millionen: während doch diese Schlussweise nur dann ein einigermassen günstiges Verhältniss darbietet, wenn wir umgekehrt von einer grösseren Anzahl auf eine geringere schliessen. Gleichwohl wohnt uns, nach dem Zeugnisse der Erfahrung, eine Gewissheit in Bezug darauf bei, welche kaum von einer anderen übertroffen werden möchte: denn jeder Bauer würde den idealistischen Philosophen auslachen, wenn dieser ihm beweisen wollte, die Annahme einer Welt ausser ihm sei eine blosser Einbildung; ja der idealistische Philosoph würde selber dabei lachen.“ (A. a. O. p. 87 f.) Beneke weist also klar und schlagend nach, worauf unsere so feste Ueberzeugung von dem Sein der Dinge ausser uns beruht. Viel unbestimmter in der Auffassung und unbefriedigender im Beweisverfahren wird dagegen Beneke, wenn er von der Gleichheit oder Aehnlichkeit der Dinge ausser uns handelt (Metaph. p. 101—105, 140—43). Und das ist gewiss nicht zu verwundern. Denn da er an die Erkenntniss des Seins ausser uns ganz dieselben Anforderungen stellt, wie an die unseres eigenen Seins, dass nämlich „das Vorstellen dem Sein gleich sein müsste (p. 101), so kommt er zu dem sicherlich ganz unmöglich auszuführenden Verlangen, dass wir, „indem wir die Vorstellung bilden, zugleich das Sein in uns nachbilden oder in uns werden lassen müssen.“ Das heisst den alten Grundsatz, dass Gleiches nur von Gleichem erkannt werde, denn doch auf die Spitze treiben. Auf das letzte und nach meinen Begriffen treffendste Beispiel, das Beneke zur Erläuterung seiner Forderung anführt, dass nämlich der Freund, indem er die Gefühle des Freundes vorstelle, eben so fühlen, d. h. doch eben so sein müsse wie dieser, möchte ich doch erwiedern, dass man durch-

aus nicht grausam, stolz, habgierig zu sein braucht, um sich das Sein des Grausamen, Stolzen, Habgierigen eben so bestimmt, klar und verhältnissmässig richtig vorzustellen wie das eines Menschen mit den unsern homogenen Eigenschaften. Welche Proteusnatur müsste Shakespeare gehabt haben, wenn er all die Charaktere vom „Mondkalb“ Caliban bis zu der zartfühlenden Julia wenn auch nur vorübergehend einmal besessen hätte, die er doch mit so überraschender Naturwahrheit darstellt, dass man ohne Uebertreibung sagen konnte, er habe der Natur den Spiegel vorgehalten, damit sie sich als das erkenne, was sie sei! Beneke giebt denn auch selbst zu, dass „der vollen Lösung dieser Aufgabe allerdings meistens, vermöge der unendlichen Verschiedenheit der Individualitäten, unüberwindliche Schwierigkeiten entgegentreten“ (p. 102). Dass diese Schwierigkeiten wachsen, wenn wir von uns sittlich und geistig so ziemlich gleichstehenden Menschen zu uns verhältnissmässig ungleichen (etwa Indianern) oder gar zu den Thieren hinabsteigen, werden wir Beneke gewiss aufs Wort glauben, wenn wir auch keineswegs zugeben können, „dass auch nicht eine einzige sinnliche Empfindung der Thiere einer menschlichen gleich ist“ (p. 103, cf. p. 144). Wir setzen eben, wie schon Schleiermacher richtig fühlte, nicht das ganze Sein des andern dem unsern gleich, sondern nur gewisse Seiten desselben, z. B. sein Subjektsein, um mich so auszudrücken, und dies ohne irgendwelche Ausnahme. Auch die Thiere, sofern sie Subjekt sind, setzen wir uns völlig gleich. Wie weit sich die Setzung einer anderweitigen Gleichheit erstreckt, das zu erörtern gehört nicht zu unserer Aufgabe. Jedenfalls gehört ein starker und nicht gerade sehr verbreiteter Glaube dazu, mit Schopenhauer in dem Kieselsteine dasselbe Sein anzunehmen wie in uns selbst, nämlich den Willen. Beneke ist von dieser Annahme auch offenbar noch sehr weit entfernt. Selbst Leibnitz, wenn er „perception“ (Vorstellung) und „apperception“ (bewusste Vorstellung) unterscheidet und die erstere auch den Thieren unbedenklich zuschreibt (Nouv. Essais c. XI), steht unserer Anschauung hierin näher als Beneke.

Die neuere Philosophie ist in Betreff der Identität der Subjekte über den Standpunkt Benekes im Wesentlichen nicht hinausgelangt. Der einzige, der es überhaupt der Mühe werth findet den Gegenstand ausführlicher zu erörtern, ist Ueberweg, dessen Stellung zu unserm Satze wir daher noch kurz erörtern wollen.

c. Ueberweg.

In seinem in jeder Beziehung vorzüglichen „System der Logik“ nimmt Ueberweg im Wesentlichen unserer Frage gegenüber zwar noch den Standpunkt Benekes ein, aber er hat zunächst das grosse Verdienst die Frage aus der Metaphysik in die Logik verwiesen zu haben, wodurch sie uns sofort, ich möchte sagen, mit einem anderen Gesichte ansieht und eine Menge von Unklarheiten wie von selbst verschwinden. Aber auch die Beweisführung ist vielfach schärfer und klarer als bei Beneke. Er sagt (a. a. O. p. 72): „Unsere von uns selbst sinnlich wahrgenommenen leiblichen Zustände stehen mit den in die innere Wahrnehmung eingehenden Zuständen unseres physischen Lebens in einem gesetzmässigen Zusammenhange. In Folge dieses Zusammenhanges bildet sich in uns jene Association, vermöge deren wir bei der sinnlichen Wahrnehmung von leiblichen Zuständen, die unsern eigenen analog sind, auch ein unserm eigenen analoges physisches Sein voraussetzen. Diese Combination, welche ursprünglich ohne alle bewusste Reflexion nach psychischen Gesetzen gleichsam instinkartig vollzogen wird, nimmt logisch entwickelt die Form eines Schlusses der Analogie an, nämlich: wie sich unsere eigene

somatische Erscheinung zu unserer psychischen Realität verhält, so die andere somatische Erscheinung zu der (hiernach vorauszusetzenden) fremden psychischen Realität.“ Diese ganze psychologische Betrachtung möchte ich buchstäblich unterschreiben, aber sie ist mir, trotz der später folgenden und gewiss richtigen Bemerkung, „die psychologische Seite dieses Vorgangs zu erörtern sei nicht Sache der Logik“, der Herr Professor verzeihe es mir, doch noch zu psychologisch. Nicht wie wir psychologisch dazu kommen, ein fremdes Sein anzunehmen, hat die Logik zu erörtern, sondern welche Anerkennung dieses fremde Sein in unserm Denken findet, das festzustellen ist Sache der Logik. Wir werden im Folgenden sehen, dass diese Anerkennung, soweit es sich nicht bloss um das Sein, sondern selbst um das identische Sein fremder Subjekte handelt, eine ganz absolute ist.

III.

Beweis der Identität der Subjekte.

a. Die Identität der Subjekte der gemeinen psychologischen Erfahrung gegenüber.

Kant sucht (Kritik d. r. Vern. 6. Aufl. p. 201 ff.) das „Dasein der Gegenstände im Raum“ zu beweisen und erklärt es (Vorw. z. 2. Aufl. p. XXIX.) für „ein Scandal der Philosophie und allgemeinen Menschenvernunft, das Daseyn der Dinge ausser uns (von denen wir doch den ganzen Stoff zu Erkenntnissen selbst für unsern innern Sinn her haben), bloss auf Glauben annehmen zu müssen, und, wenn es Jemand einfällt es zu bezweifeln, ihm keinen genughuenden Beweis entgegenstellen zu können“. Man müsste es vielmehr für „ein Scandal“ erklären, dass ein Kant einen derartigen Beweis nicht bloss verlangt, sondern auch zu geben versucht, als ob das Dasein der Dinge ausser uns eines Beweises bedürfte. Dasein heisst ja überhaupt nichts weiter als sein für ein anderes, Objekt für ein Subjekt sein, d. h. wahrgenommen werden, demnach sind Dasein und Wahrnehmen ebenso wie Objekt und Subjekt Correlata, die einander mit Nothwendigkeit gegenseitig bedingen. Es kann sich demgemäss beim Dasein nie um einen eigentlichen Beweis handeln, sondern lediglich um einen Nachweis; es kann mit andern Worten nie das „Warum“, sondern immer nur das „Dass“ in Frage kommen. Zeugen sind die Thatsachen. Wenn der Staatsanwalt vor den Geschwornen den Beweis führen will, dass ein Verbrechen wirklich von dem Angeklagten verübt worden ist, welches ist dann sein einfachstes Verfahren? Doch offenbar das Vorführen von glaubwürdigen Zeugen, die die Thatsache wahrgenommen haben, nichts weiter; kein vernünftiger Mensch verlangt mehr. Oder wenn an einen Physiker, der die galvanische Kette geschlossen hat und nun die Wirkungen des elektrischen Stromes beobachtet, jemand plötzlich die Frage richtete, ob denn auch der beobachtete Strom wirklich existiere, würde er den Fragesteller nicht, falls er ihn überhaupt verstünde, für einen Narren erklären und, wenn er bei seinem Zweifel beharrte, ihn zur Aufklärung über seine Scrupel in's Irrenhaus weisen? Und dahin gehörte er in der That, wenn sein Zweifel kein blosser Scherz war. Nicht dass es überhaupt Dinge ausser uns gibt, ist fraglich, sondern nur 1) ob bei der Wahrnehmung keine Sinnentäuschung (subjektiver Schein) vorliegt und 2) ob die Qualitäten, die wir den Dingen vermöge unserer sinnlichen Wahrneh-

mung zuschreiben, ihnen auch abgesehen von unserer Wahrnehmung an sich zukommen. Zur Annahme des Daseins gelangen wir demnach durch folgenden höchst einfachen Schluss: Ein Gegenstand wird wahrgenommen; die Beobachtung der praktischen Regeln für sinnliche Erfahrung schliesst Sinnentzug (subjektive Täuschung) aus: also ist er. Wer bei der einfachen Frage nach dem Dasein mehr verlangt, weiss entweder nicht, was er will, oder er treibt frivolen Scherz, oder es ist nicht ganz richtig in seinem Oberstübchen.

Wie ist nun das Verhalten der einzelnen Subjekte diesem wichtigen Satze gegenüber, den wir unablässig von Jugend auf bis an unser Ende jeden Moment unseres wachen Daseins bewusst oder unbewusst anwenden? Offenbar völlig gleich, durchaus identisch! Nicht bloss der ungebildete Holzhacker sieht sich genöthigt die „Sachen, die hart im Raume sich stossen,“ als solche anzuerkennen, sondern auch der grösste Philosoph, auch Kant ist gezwungen, die Aussenwelt auf Treu und „Glauben“ hinzunehmen. Kant zweifelt auch gar nicht etwa an ihrer Existenz und sieht sich auf Grund dieses Zweifels nach Beweisen um. Es „ärgert“ den grossen Philosophen bloss, wenn es etwa Jemand einfallen sollte das Dasein der Dinge ausser uns zu bezweifeln, „ihm keinen genugthuenden Beweis entgegenstellen zu können“. Diesen Aerger hätte sich Kant offenbar ersparen und das Erscheinen dieses „Jemand“ mit Ruhe abwarten können, der „Jemand“ hätte sich dann wahrscheinlich als ein Utis erwiesen. Der „Idealismus“ wenigstens, in dem Kant diesen gefürchteten „Jemand“ zu vermuthen scheint, ist in der That viel „unschuldiger“, als Kant glaubt. Leugnet auch Berkeley geradezu die Körperwelt, so kann er doch nicht umhin unsere Vorstellungen von derselben anzuerkennen; und wenn er auch immerhin unsere Vorstellungen für Wirkungen Gottes erklärt, so würde er doch gewiss gern zugeben, dass es uns allen wenigstens so vorkommt, als ob wir in und mit diesen Vorstellungen ein Sein vorstellten. Was heisst dies aber weiter, als dass alle Subjekte in dem hier berührten wichtigen Punkte sich identisch verhalten? Condillacs Skepticismus ist denn auch schon bescheidener als der Berkeleysche. Gäbe es auch keine Ausdehnung, deren Leugnung eben Berkeley zur Leugnung der Körper geführt hatte, so wäre dies noch kein Grund, meint Condillac, die Existenz der Körper zu leugnen. Alles, was man vernünftigerweise hieraus folgern könnte und müsste, wäre, dass die Körper Wesen sind, welche in uns Empfindungen hervorrufen, und Eigenschaften haben, über die wir nichts bestimmen können. Auch der Fichtesche Idealismus, der die Welt für eine Dichtung des Ich erklärt, hat gewiss nichts dagegen, wenn wir diese Dichtung in unserm oben bezeichneten Sinne für Wahrheit nehmen.

So hätten wir also in einem Cardinalpunkte das völlig identische Verhalten aller Subjekte erkannt; denn dass auch die Thiere in der Annahme des Seins der Aussenwelt den Menschen völlig gleich sind, ist um so weniger zu bezweifeln, als ein Zweifel an der Identität des Verhaltens dem berührten Punkte gegenüber sich nur bei hochgebildeten Menschen (den skeptischen Philosophen) ergeben hat, die Thiere aber ungebildeten Menschen in ihrem psychischen Leben entschieden ähnlicher sind als gebildeten. (Vrgl. übrigens auch die oben citierte Stelle aus Benekes Metaphysik. S. p. 8.) Und dieses identische Verhalten aller Subjekte bei Annahme des Seins der Aussendinge auf Grund ihrer Wahrnehmung ist um so auffällender, als dabei ein Schlussverfahren beobachtet wird, das logisch niemals völlige Sicherheit gewährt, nämlich der Schluss von der Folge auf den Grund. Aber wir werden im Folgenden noch mehrfach darauf hinzuweisen Gelegenheit haben, dass gerade in dem unlogischen Verfahren der Subjekte für unsern Zweck eine um so grössere Beweiskraft liegt.

„Quot capita, tot sensus“ ist gewiss ein ebenso wahres als altes Wort. Aber trotzdem finden wir nicht bloss in dem oben berührten Punkte, sondern noch in einer ganzen Reihe von Erfahrungen, die trotz ihrer Alltäglichkeit höchst interessant und wichtig sind, unter sämtlichen „Capita“ die allerwunderbarste Uebereinstimmung. Um uns alle wölbt sich von dem ersten Aufschlagen der Augen an, bis wir sie zum letzten Mal schliessen werden, die

„Ruhige Bläue, die unermesslich sich ausgiesst
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald.“

Und doch weiss jeder sehr wohl, dass dies scheinbar so feste Gewölbe, dem der Dichter das Epitheton „ruhig“ beilegen kann, in der That ein höchst wandelbares Ding ist, das mit uns wandert und stille steht und in dessen Centrum wir uns ewig befinden, ob wir auch mit der Geschwindigkeit des elektrischen Funkens durch die Lüfte dahinsausten. Und an diesem uns so wohl bekannten, so festen und doch so flüchtigen Himmelsgewölbe sehen wir täglich Sonne, Mond und alle Gestirne ihre ewigen Bahnen wandeln. Sie gehen auf und gehen unter trotz der „sichersten“ unter allen Wissenschaften, der Astronomie, die uns beweist, dass wir uns irren, dass nicht die Sonne auf- und untergeht, sondern dass wir selbst es sind, die diese Bewegung vornehmen. Selbst der überzeugendste Beweis erweist sich hier der identischen Uranlage der Subjekte gegenüber als völlig machtlos: auch der grösste Astronom ist trotz seiner festen Ueberzeugung von der Bewegung der Erde eben so wenig wie der dümmste Bauer im Stande von der Anschauung sich loszumachen, dass die Sonne auf- und untergeht. Und wie herrlich blau ist die Innenwand jenes wunderbaren Gewölbes, das doch nur in unserm Auge seine Existenz hat; denn wie könnte in Wirklichkeit ein Gewölbe existieren, dessen Centrum überall ist?

Ein anderes lateinisches Sprichwort, dessen Inhalt sich eben so direkt gegen unsern Satz von der Identität der Subjekte zu richten scheint, ist das eben so widersinnige als verbreitete „de gustibus non est disputandum“. Dies schöne Sprüchlein scheint vorauszusetzen, dass ein jeder seinen eigenen ganz speciellen Geschmack habe, der von dem eines jeden andern und zwar mit voller subjektiver Berechtigung toto genere verschieden sei. Selbst Schleiermacher zollt dieser oberflächlichen Ansicht den Tribut seiner Anerkennung, indem er erklärt (Dialektik p. 45 f.), die Ueberzeugung, von der die Geschmacksurtheile begleitet seien, sei „eine subjektive, denn wir setzen nicht, dass ein jeder andre ein eben solches Urtheil fällen müsse“. Allein es ist eine bekannte Thatsache, dass die allermeisten Menschen überhaupt keinen „Geschmack“ besitzen, geschweige denn einen eigenen, ganz speciellen; mit denjenigen aber, die wirklich Geschmack haben, lässt sich auch darüber streiten, davon ist die Existenz einer Wissenschaft des Geschmacks, der Aesthetik, der beste Beweis. Und was die Ueberzeugung betrifft, die den Geschmacksurtheilen beiwohnt, so ist dieselbe von ganz derselben Beschaffenheit wie jede andere Ueberzeugung: ihre Stärke richtet sich durchaus erstens nach der Stärke der Gründe, und zweitens nach der Fähigkeit, diese Gründe zu beurtheilen. Hierin unterscheidet sich das mathematische Urtheil nicht im geringsten von dem Geschmacksurtheil; denn wer die Gründe nicht zu beurtheilen versteht, aus denen hervorgeht, dass die Winkel im Dreieck gleich zwei Rechten sind, dessen Ueberzeugung von der Wahrheit dieses Satzes wird nicht wesentlich verschieden sein von der Ueberzeugung dessen, dem man etwa gesagt hat, in Lessing's Emilia Galotti sei der Tod der Emilia nicht genügend motivirt, während er die Gründe, die dies Urtheil bedingen, nicht zu beurtheilen versteht. Das subjektive Verhalten aller dürfte

sich also auch hierin als identisch erwiesen haben, wiewohl schwer zu bestimmen ist, wie weit bei der Ueberzeugung der Wille mit in Betracht kommt, der aus unserer Betrachtung ausgeschlossen bleiben soll. Namentlich wird man uns dann auch in dem eben besprochenen Falle Recht geben können, wenn man bedenkt, dass sich die von uns behauptete Identität der Subjekte lediglich auf „das Subjektsein der Subjekte“ bezieht, d. h. auf die Art, wie die Vorstellung (Begriff, Urtheil, Schluss) durch das Subjekt bestimmt wird, aber nicht umgekehrt. Die Verschiedenheit der Urtheile verschiedener Menschen über ein und dieselbe Sache erklärt sich dabei sehr einfach, auch abgesehen von der Beeinflussung des Urtheils durch den Willen, aus der Verschiedenheit des Standpunktes, den sie der Sache gegenüber einnehmen. Wäre es möglich, einer Sache gegenüber diese Verschiedenheit des Standpunktes sowie die Beeinflussung des Urtheils durch den Willen gänzlich zu beseitigen, so würde das Urtheil aller, zu allen Zeiten und an allen Orten, über diese Sache identisch lauten, und wäre die Sache auch ein Gegenstand des Geschmacks, der Moral oder der Religion.

b. Die Identität der Subjekte und die Physiologie.

Da Vorstellungen von den Aussendungen nur durch Vermittelung der sensitiven Nerven zu Stande kommen, diese Nerven also gewissermassen als die Verkehrswege der Subjekte mit der Aussenwelt betrachtet werden können, so leuchtet ein, dass auch von demjenigen Theil der Physiologie, der sich mit den genannten Nerven beschäftigt, Streiflichter auf das Princip der Identität der Subjekte fallen müssen, wenn auch, um möglichen Missverständnissen vorzubeugen, von vorn herein darauf hingewiesen werden muss, dass die Organe der Subjekte nicht die Subjekte selbst sind und dass Verschiedenheiten in ihnen nicht mit Nothwendigkeit eine Verschiedenheit der Subjekte involvieren.

Zunächst bemerkenswerth ist die streng gesetzmässig erfolgende Umsetzung des äusserlich gegebenen Materials durch die Sinne. Gewisse Schwingungen der Luft werden nur von den Gefühlsnerven als ein Zittern empfunden, das Gehör weiss von Schwingungen gar nichts, sondern hat die gänzlich verschiedene Empfindung des Tones. Welch himmelweiter Unterschied besteht zwischen dem mit dem Auge wahrnehmbaren Schwingen einer Saite und dem Tönen derselben; und doch ist beides eine und dieselbe Sache. Und diese seltsame Umwandlung einer Bewegung in eine toto genere verschiedene subjektive Empfindung findet nicht etwa bloss bei diesem oder jenem Subjekte statt, sondern schlechterdings bei allen. Auch der Physiologe, der es sehr wohl weiss, dass die Saite nur schwingt und nicht tönt, ist dennoch ebenso sehr ausser Stande, mit seinem Gehör die Schwingung der Saite anders denn als Ton zu empfinden wie der gänzlich Ungebildete, der von dieser Wahrheit gar keine Ahnung hat. Ganz ebenso verhält es sich mit dem Gesichte. „Die vielleicht mechanische Oscillation des Lichtes ist an sich keine Lichtempfindung; auch wenn sie zum Bewusstsein kommen könnte, würde sie das Bewusstsein einer Oscillation sein: erst dass sie auf den Sehnerven als den Vermittler zwischen der Ursache und dem Bewusstsein wirkt, wird sie als leuchtend empfunden“, sagt Johannes Müller mit vollem Rechte (Physiologie des Menschen I. p. 780). Welche Aehnlichkeit besteht zwischen der grösseren oder geringeren Geschwindigkeit der Aetherschwingungen und den Empfindungen, welche dieselben in unserm Auge verursachen, den Farben? Und doch vollziehen

alle Subjekte diesen staunenswerthen Process der Umsetzung von Aetheroscillationen grösserer oder geringerer Geschwindigkeit in die bestimmten Farben mit einer so ruhigen, gesetzmässigen Regelmässigkeit, als ob sie sich von selbst verstände.

Auch der berühmte Müller'sche Satz von den specifischen Sinnesenergien ist geeignet zum Beweise der Identität der Subjekte zu dienen. Nach diesem Satze beharren bekanntlich die Sinne mit einem gewissen Eigensinn dabei, jede Art von äusserem Reiz auf ihre eigene specifische Weise zu empfinden. „Dieselbe Ursache kann auf alle Sinnesorgane zugleich einwirken, wie die Elektrizität; alle sind dafür empfänglich, und dennoch empfindet jeder Sinnes-nerve diese Ursache auf eine andere Art; der eine Nerve sieht davon Licht, der andere hört davon einen Ton, der andere riecht, der andere schmeckt die Elektrizität, der andere empfindet sie als Schmerz und Schlag. Ein Nerve sieht von mechanischem Reiz ein leuchtendes Bild, der andere hört davon Brausen, der andere empfindet Schmerz. Der vermehrte Reiz des Blutes erregt in dem einen Organe spontane Lichtempfindungen, in dem andern Brausen, in dem andern Kitzel, Schmerz u. s. w.“ (Müller a. a. O.) Diese dem äussern Anscheine nach so willkürliche und dabei doch so regelmässig bei allen erfolgende Umdeutung einer und derselben äussern Ursache je nach der Natur des afficirten Organes zeigt uns die Subjekte gewissermassen selbst in ihren Capricen als identisch. Auf denselben Gedanken führt uns die Hartnäckigkeit, mit der gewisse Sinnestäuschungen auch dann immer wieder sich einstellen, wenn wir sie wissenschaftlich als Täuschungen erkannt haben. „Sie verschwinden niemals dadurch, dass wir ihren Mechanismus einsehen, sondern bleiben in ungestörter Kraft bestehen“ (Helmholtz, Ueber das Sehen des Menschen p. 22). S. oben p. 11.

Ein nur scheinbarer Einwurf gegen die Identität der Subjekte könnte vielleicht von solchen Individuen (oder Gattungen) hergenommen werden, die gewisse Sinnesorgane entweder gar nicht oder nur in rudimentärer Anlage besitzen oder die dieselben durch irgend einen Unfall verloren haben. Man könnte vielleicht sagen, ein Subjekt, das sieht und hört, könne doch einem solchen unmöglich identisch sein, das weder sieht noch hört. Indess ist wohl zu beachten, dass die von uns behauptete Identität von den Subjekten nur gilt, sofern sie eben Subjekt sind, d. h. sofern sie Vorstellungen haben. Wer aber nicht sieht oder nicht hört, der bildet auf Grund des Sehens oder Hörens keine Vorstellungen, ist also insofern nicht vorstellendes Subjekt. Aus dem von uns aufgestellten Satze liesse sich nur der gewiss nicht zu bezweifelnde Schluss folgern: Wenn die Blinden sähen, die Tauben hörten, so würden die mittelst des Gesichts oder Gehörs von ihnen gebildeten Vorstellungen der Aussenwelt von denen anderer Subjekte nicht wesentlich verschieden sein. Schwerer möchte die Frage zu beantworten sein, wie es sich mit der Identität der Subjekte verhalte, dass einzelne Menschen gewisse, namentlich complementäre Farben nicht zu unterscheiden vermögen. Doch ist nicht zu vergessen, dass man das Unterscheiden der Farben beim Vorstellen im Allgemeinen schwerlich als etwas Wesentliches wird bezeichnen können. Handelt es sich aber speciell um das Vorstellen der Farben, so kann man wohl mit Recht behaupten, dass das Subjektsein dessen, der z. B. die complementären Farben nicht unterscheidet, eben da aufhört, wo das Unterscheiden dieser Farben anfängt, dass also auch seine Identität mit anderen Subjekten nicht weiter reichen kann.

c. Die Identität der Subjekte und die Logik.

a. Die Grundsätze des Denkens.

In der Logik pflegen bekanntlich eine Reihe von allgemeinen Sätzen aufgestellt zu werden, deren Richtigkeit nicht auf irgend etwas ausser ihnen beruht, sondern unmittelbar so gewiss ist, dass ein Zweifel daran ganz unmöglich ist. Sie pflegen daher „Grundsätze des Denkens“ (Fries u. a.) oder „Denkgesetze“ (Ulrici) oder „allgemeine Grundsätze des Urtheilens“ (Drobisch) oder „Principien des Schliessens“ (Ueberweg) genannt zu werden. Es sind dies nach der gewöhnlichen Darstellung 1) der Grundsatz der Identität ($A = A$), den ich zum Unterschiede von dem Princip der Identität der Subjekte das Princip der Identität der Objekte (mit sich selbst) nennen möchte, 2) der Grundsatz des Widerspruchs ($A = \text{non } A = 0$), 3) das Princip des ausgeschlossenen Dritten (A ist entweder oder es ist nicht; A ist entweder B oder es ist nicht B , tertium non datur; von zwei contradictorisch einander entgegengesetzten Urtheilen kann nur das eine wahr sein) und 4) der Satz vom zureichenden Grunde, der sich seiner Vielseitigkeit wegen nur schwer auf eine einheitliche Formel bringen lässt, man müsste denn mit dem Wolff'schen: „nihil est sine causa, cur potius sit quam non sit“, vorlieb nehmen wollen (cf. Schopenhauer's Abhandlung „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“). Andere stellen noch andere Denkgesetze auf oder leiten aus den angegebenen neue ab. Für unsern Zweck sind diese vier Sätze völlig ausreichend; denn es ist lediglich unsere Absicht, aus der Unanfechtbarkeit derselben die Identität der Subjekte apagogisch zu beweisen.

Am einfachsten lässt sich die deductio ad absurdum mit Hilfe des Princip der Identität bewerkstelligen. Angenommen nämlich, die Subjekte wären nicht identisch, es liesse sich also z. B. ein Subjekt A annehmen, für das die räumlichen Dinge sich nach drei Dimensionen ausdehnen, und ein Subjekt B , für das per impossibile der Raum nur zwei Dimensionen hätte; so würde ganz dasselbe räumliche Ding X für A nach drei, für B nur nach zwei Dimensionen ausgedehnt, d. h. für A ein Körper, für B eine Fläche sein können, was dem Grundsatz der Identität doch schnurstracks zuwiderläuft. Es müssen folglich die Subjekte identisch sein, wenn dem Princip der Identität seine an sich schon so triviale Wahrheit nicht völlig abhanden kommen soll. Selbstverständlich würde mit dem Satze der Identität auch der des Widerspruchs unwahr werden; denn in dem obigen Beispiel wäre ja $X = \text{non } X$, ein Körper gleich einer Fläche.

Auch das Princip vom ausgeschlossenen Dritten kann nur bestehen bei Annahme der Identität der Subjekte. Angenommen z. B. für das Subjekt A ordneten sich die Erscheinungen nach der Form der Zeit, für das Subjekt B dagegen existierte die Form der Zeit nicht, so würde ein beliebiges Zeitereigniss y für A sein und zugleich für B nicht sein können, was nach dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten absurd ist. Folglich müssen die Subjekte identisch sein.

Der Satz vom zureichenden Grunde endlich ist mit dem ganzen Sein der Subjekte auf's innigste verwachsen; denn ohne denselben wäre die wesentlichste Thätigkeit der Subjekte, das Vorstellen, völlig undenkbar, da ja ohne diesen Satz für das empfindende Subjekt schlechterdings keine Nöthigung vorhanden wäre von der Empfindung selbst auf die Ursache der Empfindung zurückzugehen. Wie es bei dieser so unendlich einfachen Sachlage heute noch möglich ist, dass ein Radenhausen in seiner vom grossen (i. e. unphilosophischen) Publikum so viel gelese- nen Isis diesen Satz, ohne den jedwede Erfahrung überhaupt unmöglich ist, aus der Erfahrung ableitet, als wäre, um ein Wort Schopenhauer's zu wiederholen, „die Kritik der reinen

Vernunft auf dem Monde erschienen und kein Exemplar dieses Buches auf die Erde herabgekommen“, das wäre freilich unbegreiflich, wenn man nicht wüsste, wie trefflich diese sich philosophisch gebehrenden Herren Materialisten das Ignorieren philosophischer Errungenschaften verstehen. Doch mögen diese Herren sich ja an ein anderes Wort des ebengenannten Philosophen erinnern, dass man nämlich „vom Ignorieren die Ignoranz ableitet“. Bei der bezeichneten innigen Verbindung des Satzes vom Grunde mit dem Sein der Subjekte wird es uns nicht Wunder nehmen, dass auch aus seinem Vorhandensein die Identität der Subjekte erschlossen werden kann, und zwar auf folgende Weise. Der Satz vom Grunde könnte unmöglich zu den Grundsätzen des Denkens gerechnet werden, wenn ihm keine objektive, sondern bloss subjektive Wahrheit zukäme; letzteres aber wäre der Fall, wenn bloss dieses oder jenes Subjekt, nicht aber schlechterdings alle Subjekte an ihn gebunden wären. Folglich muss der Satz vom Grunde, wenn er, wie allgemein und mit Recht angenommen wird, die Geltung eines allgemeinen Grundsatzes des Denkens behalten soll, auch für alle Subjekte Gültigkeit haben, d. h. doch mit anderen Worten nichts anderes, als dass alle Subjekte sich diesem Satze gegenüber identisch verhalten müssen. Aus dem identischen Verhalten folgt aber das identische Sein von selbst; denn „operari sequitur esse“.

β. Begriff, Urtheil, Schluss und Beweis.

Dass auch bei der Bildung der Begriffe, Urtheile und Schlüsse sich alle Subjekte völlig gleich verhalten, ist wohl kaum einem Zweifel unterworfen. Dass die Bildung der Begriffe z. B. bei allen Subjekten im Wesentlichen auf gleiche Weise vor sich geht, lässt sich am einfachsten in der Kinderstube beobachten. Vater und Mutter sind für jedes Kind die Repräsentanten des männlichen und weiblichen Geschlechts; daher bezeichnet es denn auch ganz consequent mit den Namen Papa und Mama zunächst jedes männliche und weibliche Wesen so lange, bis es feinere Unterschiede machen lernt. Diese durchgehende Analogie in der Bildung der Begriffe, Urtheile und Schlüsse ist es denn auch, worauf im Wesentlichen jede intellektuelle und moralische Einwirkung, also die ganze pädagogische Wirksamkeit beruht; denn „non accipiet indoctus verba sapientiae, nisi prius ea dixeris, quae versantur in corde ejus“, sagt, wenn ich nicht irre, Baco v. Verulam. In Bezug auf das Schliessen sagt gewiss mit Recht v. Hartmann: „Das Schliessen findet bei allen auf gleiche Weise statt; kein Verrückter und kein Träumender hat je einen falschen einfachen Schluss gedacht aus den Prämissen, die ihm gerade gegenwärtig waren, nur die Prämissen derselben sind häufig unbrauchbar; theils sind sie falsch an sich, theils sind sie zu dem Zweck, wozu der Schluss dienen soll, zu eng, theils zu weit; theils auch werden beim Schliessen gewisse hier unzulässige Prämissen gewohnheitsmässig vorausgesetzt, theils auf diesem Wege mehrere hinter einander folgende Schlüsse in einen zusammengezogen, und dabei Fehler begangen, weil nicht jeder einzelne Schluss wirklich gedacht wird, auch jeder folgende Schluss stillschweigend eine neue Prämisse voraussetzt. Aber bei gegebenen Prämissen einen Schluss falsch vollziehen, das liegt nach meiner Auffassung gerade so ausser dem Bereich der Möglichkeit, als dass ein von zwei Kräften gestossenes Atom anders als in der Diagonale des Parallelogramms der Kräfte gehen sollte“ (Phil. des Unb. p. 248 f.).

In ganz besonders eklatanter Weise aber tritt uns die Identität der Subjekte beim Beweisverfahren entgegen, was nach unseren vorausgegangenen Bemerkungen über den Satz vom

Grunde und den Schluss nicht auffallend erscheinen wird; denn der Beweis ist ja nichts anderes als eine methodische Anwendung des Satzes vom Grunde oder vielmehr des Schlussverfahrens. Jeder, der einen Beweis zu führen unternimmt, muss von der Identität der Subjekte nothwendig überzeugt sein; denn wäre er das nicht, so müsste er sein Beginnen von vornherein für illusorisch halten, er müsste denn durch seinen Beweis bloss sich selbst überzeugen wollen und nicht auch andere. Die Absicht andere zu überzeugen ist aber beim Beweisen ohne alle Frage die Regel und die Absicht bloss sich selbst zu überzeugen nur eine seltene Ausnahme. Wie könnte man aber die Ueberzeugung eines andern nur irgend für denkbar halten bei der Annahme, die Subjekte seien nicht identisch? Aus der unzweifelhaften Gewissheit also, mit der in der Mathematik und in andern Wissenschaften Beweise nicht bloss für diesen oder jenen, sondern schlechthin für alle Subjekte geführt werden, folgt mit ebenso zweifelloser Gewissheit die Identität der Subjekte.

